

(Nachdruck verboten.)

68]

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

In diesem Augenblick erschienen hinter einem Winkel des Stationsgebäudes von irgendwoher auf dem Perron ein Haufen Arbeiter in Bastschuhen und mit Halbpelzen und Säcken auf dem Rücken. Die Arbeiter traten mit entschienenen weichen Schritten zum ersten Waggon und wollten in ihn hineingehen, wurden aber durch einen Schaffner sofort von ihm hinweggetrieben. Ohne sich aufzuhalten, gingen die Arbeiter hastig, einander auf die Füße tretend, weiter zum nächsten Waggon und begannen schon in ihn einzusteigen, wobei sie mit ihren Säcken an die Ecken und die Waggonthür anstießen — als ein anderer Schaffner von der Stations Thür aus ihr Vorhaben bemerkte und strenge auf sie einschrie. Die eingestiegenen Arbeiter traten sofort schnell wieder heraus und gingen wieder mit denselben weichen entschiedenen Schritten noch weiter zum folgenden Waggon, demselben, in welchem Nechljudow saß. Ein Schaffner hielt sie wiederum auf. Sie wollten schon stehen bleiben, in der Absicht, noch weiter zu gehn, aber Nechljudow sagte ihnen, im Wagen sei Platz, sie möchten hineinkommen. Sie hörten auf ihn, und Nechljudow ging hinter ihnen hinein. Die Arbeiter wollten schon Platz nehmen, aber der Herr mit der Skofarde und die beiden Damen, die das Vorhaben jener, in diesem Waggon Platz zu nehmen, als eine persönliche Kränkung auffaßten, widersezten sich dem entschiedenen und begannen sie hinauszutreiben. Die Arbeiter — es waren ungefähr zwanzig Leute, sowohl Greise wie ganz junge, alle mit gequälten, verbrannten, trockenen Gesichtern — gingen alsbald, indem sie mit ihren Säcken an die Bänke, Wände und Thüren stießen, augenscheinlich im bestimmten Gefühl ihrer Schuld weiter durch den Waggon, offenbar bereit, bis ans Ende der Welt zu marschieren und sich hinzusetzen, wo es immer ihnen befohlen würde, sei es auch auf Nägel.

„Wo wollt ihr hin, Teufel! Nehmt hier Platz!“ schrie ein anderer hereintretender Schaffner ihnen entgegen.

„Voilà encore des nouvelles,“ sagte die jüngere der beiden Damen in der festen Ueberzeugung, mit ihrem guten Französisch die Aufmerksamkeit Nechljudows auf sich zu lenken. Die Dame mit den Armbändern aber schüffelte nur fortwährend, verzog ihr Gesicht und redete etwas von der Unnehmlichkeit, mit stinkendem Bauernvult zusammenzusitzen.

Die Arbeiter aber empfanden die Freude und Beruhigung von Leuten, die einer großen Gefahr entronnen sind; sie standen still und begannen Platz zu nehmen, indem sie mit einem Rucke der Schulter die schweren Säcke vom Rücken warfen und sie unter die Bänke stießen.

Der Gärtner, welcher mit Taras gesprochen hatte, saß nicht auf seinem Platze, sondern war schon vor ihm fortgegangen, so daß neben Taras und ihm gegenüber drei Plätze waren. Drei Arbeiter setzten sich auf diese Plätze, aber als Nechljudow zu ihnen trat, machte der Anblick seiner Herrenkleidung sie so verwirrt, daß sie aufstanden, um fortzugehen; doch Nechljudow bat sie, da zu bleiben und setzte sich selbst auf die Banklehne nach dem Durchgang zu.

### Vierundvierzigstes Kapitel.

Einer von den beiden Arbeitern, ein Mensch von fünfzig Jahren, sah sich verständnislos und sogar erschreckt nach dem jungen um; daß Nechljudow, anstatt — wie es einem Herrn eigen — sie zu schimpfen und fortzutreiben, ihnen seinen Platz abtrat, verwunderte sie sehr und machte sie stutzig. Sie fürchteten sogar, es möchte daraus für sie Unheil entstehen. Als sie aber sahen, daß hier keine böse Absicht vorlag und daß Nechljudow sich einfach mit Taras unterhielt, beruhigten sie sich, befohlen dem Kleinen, sich auf den Sack zu setzen, und verlangten, daß Nechljudow sich auf seinen Platz setzte. Zuerst schrumpfte der bejahrte Arbeiter, der Nechljudow gegenüber saß, ganz zusammen und zog seine Füße in Bastschuhen sorgsam ein, um die Herren nicht zu stoßen; dann aber unterhielt er sich so freundschaftlich mit Nechljudow und Taras, daß er Nechljudow bei den Stellen seiner Erzählung, auf welche er seine Aufmerksamkeit besonders lenken wollte,

mit der nach oben gekehrten Handfläche sogar aufs Knie schlug. Er erzählte ihm von all seinen Angelegenheiten und von seinen Arbeiten im Torfmoor, von der sie jetzt nach zweieinhalbmonatlicher Arbeit, wofür jeder etwa zehn Rubel mit nach Hause brachte, in die Heimat reiste, da ein Theil des Verdienstes beim Mietsvertrage im voraus bezahlt war. Ihre Arbeit ging, wie er erzählte, so vor sich, daß sie bis an die Knie im Wasser standen, und dauerte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, mit zweistündiger Erholungspause zum Mittagessen.

„Wer's nicht gewohnt ist, dem wird's natürlich schwer,“ sagte er. „Wenn einer aber Ausdauer hat, geht's ganz gut. Wenn nur rechtes Futter da wäre. Anfangs war das Futter schlecht. Na, aber dann beklagten sich die Leute, und es wurde gut, und die Arbeit wurde einem leicht.“

Hierauf erzählte er, wie er seit achtundzwanzig Jahren auf Verdienst ausginge und seinen ganzen Verdienst nach Hause abgab — zuerst an den Vater, dann an den ältesten Bruder, jetzt an den Neffen, der mit der Wittschaft betraut war; er selbst aber verbrauchte von den verdienten fünfzig, sechzig Rubeln im Jahr zwei, drei Rubel für Kleinigkeiten: für Tabak und Streichhölzer.

„Ist Sünde, daß man ab und zu mal ein Schnäpschen trinkt,“ fügte er hinzu und lächelte schuldig.

Er erzählte noch, wie die Frauen für sie das Haus bestellten, und wie der Unternehmer sie heute vor der Abreise mit einem halben Eimer Branntwein traktiert hätte; wie einer von ihnen gestorben wäre, ein anderer aber krank mitgenommen würde. Der Kranke, von dem er sprach, saß im selben Waggon in einer Ecke. Es war ein junger, graublaßer Bursche mit blauen Lippen. Ihn quälte offenbar Fieber, Nechljudow trat zu ihm, aber der Bursche sah ihn mit so strengem, leidendem Blick an, daß Nechljudow ihn nicht erst mit Fragen zu beunruhigen begann, sondern dem Alten riet, Chinarinde zu kaufen, und ihm den Namen der Arznei auf einen Zettel schrieb. Er wollte ihm Geld geben, aber der Arbeiter sagte, das sei nicht nötig. Er würde seines nehmen.

„Na, ich bin viel gereist; aber solchen Herren habe ich noch nicht gesehen. Nicht, daß er Dir an den Stragen fährt, — nein, er tritt Dir sogar seinen Platz ab. Es giebt doch aller Art Herren,“ schloß er, an Taras gewandt.

„Ja, eine ganz andre, neue Welt,“ dachte Nechljudow und sah auf diese trockenen, muskulösen Glieder, auf die grobe Hausmacherkleidung und die verbrannten, freundlichen, abgehärteten Gesichter und fühlte sich auf allen Seiten von ganz neuen Leuten mit den ernstesten Interessen, Freuden und Leiden eines richtigen, arbeitsamen Menschenlebens umgeben.

„Das ist sie, le vrai grand monde,“ dachte Nechljudow und erinnerte sich an die Phrase, welche Fürst Korkschagin gesagt, und an diese ganz müßige, üppige Welt der Korkschagins mit ihren nichtigen, jämmerlichen Interessen.

Und er empfand das freudige Gefühl eines Reisenden, der eine neue, unbekanntere, schöne Welt entdeckt hat.

### Dritter Teil.

#### Erstes Kapitel.

Die Abteilung, in der die Maslowa reiste, legte ungefähr fünftausend Werst zurück. Bis Perm fuhr die Maslowa auf der Eisenbahn und auf dem Dampfschiff mit gewöhnlichen Verbrechern; erst in dieser Stadt gelang es Nechljudow, ihre Ueberführung zu den Politischen zu erwirken, wie ihm die Bogoduchowskaja geraten, die in dieser Abteilung reiste.

Die Fahrt bis Perm war physisch wie moralisch sehr schwer für die Maslowa; physisch insolge des beschränkten Raums, der Unsauberkeit und des abscheulichen Ungeziefers, daß ihr keine Ruhe ließ; moralisch insolge der ebenso abscheulichen Mannsleute, die gerade wie das Ungeziefer, obgleich sie auf jeder Station wechselten, überall gleichmäßig zudringlich, klebrig waren und ihr keine Ruhe ließen. Unter den männlichen und weiblichen Gefangenen, den Aufsehern und Eskortesoldaten herrschte ein so cynisches Gebaren, daß jedes weibliche Wesen, namentlich die jungen, beständig auf der Hut sein mußte. Dieser immerwährende Kampf- und Angstzustand war sehr schwer zu ertragen. Die Maslowa

war aber sowohl wegen ihres anziehenden Aussehens, wie wegen ihrer allbekannteren Vergangenheit diesen Angriffen ganz besonders ausgesetzt. Der entschiedene Widerstand, den sie jetzt allen ihr zusehenden Männern leistete, erschien diesen als eine Beleidigung und rief in ihnen obendrein Erbitterung gegen sie hervor. Eine Erleichterung war für sie in dieser Lage die Nähe Jedosias und Taraf, der sich, nachdem er von den Angriffen gehört, denen sein Weib ausgesetzt war, verhaften lassen wollte, um sie zu beschützen und von Nischni ab wirklich als Sträfling mit den Gefangenen fuhr.

Mit der Ueberführung in die Abteilung politischer Verbrecher verbesserte sich die Lage der Maslowa in jeder Beziehung. Ganz abgesehen davon, daß die Politischen besser untergebracht, besser genährt und weniger roh behandelt wurden, erfuhr die Lage der Maslowa mit der Ueberführung zu den Politischen insofern eine Besserung, als die Verfolgungen der Mannskleute aufhörten und sie jetzt leben konnte, ohne jede Minute an ihre Vergangenheit erinnert zu werden, die sie so gern vergessen wollte. Der Hauptvorteil ihrer Ueberführung bestand aber darin, daß sie einige Leute kennen lernte, die entschieden Einfluß auf sie hatten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Zweite Ausstellung der Berliner Secession.

### II.

Das Porträt ist in einer Anzahl ausgezeichnete Leistungen vertreten. Namentlich sind die englischen Bildnismaler diesmal stärker herangezogen; in ihren Arbeiten zeigt sich eine deutlich erkennbare Uebereinstimmung, die zu den deutschen in einem gewissen Gegensatz steht. Es ist die starke Betonung der Bildwirkung, die den englischen Porträts gemeinsam ist. Die Bilder von Lavery, Roche, Cameron und an ihrer Spitze Whistler sind „arrangiert“; sie sind in einer gleichmäßigen Tonreihe gehalten, die in den leisen Nuancen mit fein entwickeltem Geschmac durchgeföhrt ist. Ein merkwürdig schimmerndes Braungrün ist der dominierende Grundton in ihnen allen. Whistler selbst, der die Kultur der Farbe im modernen Sinn am weitesten getrieben hat, ist in dieser Ausstellung nicht ganz vollwertig vertreten. Sein Bild einer englischen Dame, die in etwas geziert grazioser Haltung in voller Größe da steht, zeigt das „Arrangement“ der Farben in Braungrün, aber das Rot der Wangen und Lippen des im Ausdruck etwas leeren Gesichts wirkt störend, es ist, als hätte die Dame zu stark „aufgetragen“. Das gegenüberhängende Damenporträt von John Lavery ist glänzend durchgeföhrt in der Figur selbst, namentlich in dem Gewande; nur der Grund wirkt ein wenig stumpf und will mit der Gestalt nicht recht zusammengehen. Sehr fein in seinem Schillernden, tiefgrünen Ton ist das Damenbildnis des Schotten Alexander Roche, etwas süßlich in der ganzen Auffassung das Bild einer „Braut“ von Cameron. George Sauter hebt sich von den übrigen Engländern durch die stärkere Variierung der Farbe ab. Das Doppelporträt eines jungen Mädchens und jungen Mannes ist in seiner helleren und reicheren Farbenskala sehr glücklich ausgeführt, und trotz der flächenhaften Behandlung ist eine große Wahrheit des Ausdrucks erreicht.

Im Gegensatz zu diesen englischen Bildnissen ist in den deutschen mehr die psychologische Seite betont. Die deutschen Porträtisten dringen mehr auf die Tiefe und Charakteristik im Ausdruck; ihnen ist die Erscheinung des Menschen die Hauptsache, die Sorge, wie diese im Bilde zu verwerten ist, steht dahinter zurück. Es ist eine ganze Reihe tüchtiger Leistungen in dieser Richtung in der Ausstellung, die hier im einzelnen zu erwähnen zu weit führen würde. Besondere Beachtung findet ein erst in den letzten Tagen ausgestelltes Damenbildnis von Louis Corinth, das brillant gemalt ist. Es ist sehr reich in der Farbe; die Dame steht in einem prächtigen Kleide, hellblau mit schwarzen Sammelstreifen, gegen einen kamin und eine mattrote Wand, und diese Fülle von Tönen ist zu einer kräftigen Harmonie zusammengeföhrt. Frappant lebendig ist die Haltung und der Ausdruck des Gesichts, wenn auch in den Schattenpartien einige Flecke nur in sehr großer Entfernung nicht mehr als solche sichtbar werden. Slavogt hat außer der erwähnten Freilichtstudie ein gutes Bildnis eines Malers ausgestellt. Reinhold Lepsius steht mit seinen hervorragenden Damenbildnissen in der Mitte zwischen den beiden Arten der Porträtbehandlung; bei ihm vereinen sich psychologische Tiefe und geschmackvolle Anordnung in seltenem Maße. Gleichsam ein zarter Schleier liegt über seinen Bildern gebreitet, der alle grellen Kontraste zu feinen, in ein vornehmes Grau gestimmten Harmonien abdämpft und bei aller Fülle der Nuancen eine starke Einheitlichkeit des Gesamttons herbeiföhrt; alles Weiwerk des Bildes, der Hintergrund, die Rissen, in denen die Dame sitzt, ihre Haltung ist mit außerordentlichem Raffinement geordnet. Und zwar ist dies nicht nur nach dekorativen Gesichtspunkten behandelt, sondern hebt und vertieft den Eindruck, den man von dem Gesicht der Dargestellten empfängt. Seine psychologische

Analyse ist von einer eindringenden Tiefe, seine Porträts sind wirkliche Seelenschilderungen. Dabei ist freilich zu erwähnen, daß das Damenbildnis in diesem Jahre nicht ganz so gelungen erscheint als etwa das des Vorjahrs.

Die Secession enthält naturgemäß zahlreiche Bilder, die jedem Besuch, sie in einen engeren Zusammenhang zu bringen, spotten. Ihre Schöpfer suchen nach neuen Wegen, die für die Malerei gangbar zu machen wären, und so liegt ihr Auszeichnendes gerade in dem, was sie andres haben als alle übrigen. Ludwig von Hofmann gehörte zu denen, die am frühesten vom allgemeinen Wege abwichen. In seinen Bildern lebt eine starke Farbenphantasie, er sieht in seiner Farbenräumen die Dinge leuchtender, in stärkeren Tönen als die Natur sie bietet; die Lande, die er schildert, bevölkert ein glückliches Geschlecht, das keine anderen Aufgaben als schön zu sein, zu spielen, sich des Lebens zu freuen, zu kennen scheint. Seine Bilder sind dekorativ sehr wirksam, aber wenn die acht Bilder, die er in der Secession vereinigt hat, wirklich zum Teil zuletzt von ihm gemalt sein sollten — einige waren in früheren Ausstellungen schon zu sehen —, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß seine Arbeiten ziemlich schnell flüchtiger und leer werden.

Martin Brandenburg ist auch nicht zufrieden damit, der tüchtige naturalistische Schilderer zu sein, als der er sich in einigen Bildern bewährt hat. Jetzt scheint ihn das Problem schwebender Körper andauernd zu beschäftigen. Einmal läßt er in einer Symbolisierung der „Freude“ nackte Mädchen wild über einen Abhang zum Strande mehr hinstürzen als springen, das andre Mal verwendet er dieselben Mädchen bei einer Darstellung des „Wirbelnden Sandes“. Es scheint ihm jedoch nicht gelingen, die Empfindung hervorzuheben, daß die Schwere überwunden wäre; namentlich in dem letzteren Bilde, in dem der aufwirbelnde Sand in emporstrebenden und im Wirbel sich frei in der Luft überfliegenden nackten Mädchen symbolisiert wird, besteht zwischen dem leichten Sand und den ganz naturalistisch gemalten schweren Körpern ein starker Gegensatz; die nackte sandbedeckte Ebene ist dagegen äußerst wirkungsvoll in der Stimmung herausgekommen.

Der Genfer Ferdinand Hodler hat zwei Kartons aus dem Cyllus „Der Niedzug der Schweizer bei Marignano“ ausgestellt, einen „Sterbenden Krieger“, der über den Leichen der in schweren Eisenrüstungen stehenden Ritter zusammenstürzt, und einen „Kämpfenden Krieger“, der auf Erschlagenen knieend zu einem wichtigen Schlage ausholt. Die Bilder sind in ganz leichten und harten Tönen mehr koloriert als gemalt; die scharf gezeichneten Konturen sind in ihnen alles, aber als solche sind sie marlig und von einer herben Größe. Wie auf dem einen der alte bärtige Krieger, der schon sitzt und den Oberkörper nur noch mit dem Arm stützt, zusammenzubrechen droht, wie der andre das Schwert schwingt, und wie diese Figuren in die oben runden Flächen hineingeföhrt sind, das zeugt von einer monumentalen Gestaltungskraft. Und auch in den Alpenscenerien des unlängst verstorbenen Italiensers Giovanni Segantini ist etwas von der Größe der Alpenwelt, die noch so wenig von wirklichen Malern erschlossen ist. Seine Technik beruht auf denselben Voraussetzungen, wie die der pointillistischen Schule, nur ist sie komplizierter und mühsamer. In den beiden Bildern, die die Ausstellung von ihm hat, bilden, wie immer, mächtige Ketten schneebedeckter Berge den Hintergrund, während auf der Hochebene im Vordergrund eine Scene aus dem einfachen Leben der Alpenler dargestellt ist. Kalt und klar ist die Luft, und das Sonnenlicht hat einen scharfen Glanz.

Der bekannte Zeichner des „Simplicissimus“ Th. Th. Heine zeigt sich in der Secession auch als Maler. Nur in einem Bilde freilich geht er ganz ernsthaft auf seine Bildwirkung aus, in der „Blume des Bösen“. Er kontrastiert den braunen Körper eines riesigen Regers mit dem zarten weißen eines jungen Mädchens, das nach der Blume greift. Das Bild ist in Temporalen flüchtig und dekorativ behandelt, ohne daß es jedoch einen besonderen Eindruck machte. Von kostbarem Humor ist dagegen ein Bildchen „Wolken, die vorüber ziehen“, eine Ehezene aus der Wiedermeierei, — „er“ und „sie“ sind auf ein Weichen miteinander böse —, und den glänzenden Karikaturisten erkennt man in den „Cigaretten“ wieder. Lustig sind diesmal auch die bizarren Stillierungen Carl Strahtmanns, der in seiner streng stilistischen Art einen „Wachhantenzug“ in wildem Durcheinander mit gräulichen Fragen darstellt und allein in einem kleinen Bilde so ernst auftritt, wie man es von ihm bisher gesehen hatte. Einen merkwürdigen humorvollen Eindruck machen auch die beiden Bildchen des als Holzschneidkünstler bekannten Balloton. Auf dem einen sieht man von oben und aus weiter Entfernung eine Reihe Menschen am Meeresstrande, eigentlich mehr eine Reihe bunter Sonnenschirme, da diese dem Beschauer zugelehrt sind und die Menschen dahinter nur vermutet. Wie das aber dargestellt ist, das wirkt töstlich humoristisch.

Von den drei älteren Künstlern Arnold Böcklin, Hans Thoma und Wilhelm Trübner ist Hans Thoma in diesem Jahre am besten und umfassendsten vertreten. Von ihm ist in der letzten Zeit jedoch an dieser Stelle des öfteren ausführlicher die Rede gewesen, so daß es genügt darauf hinzuweisen, daß neben einigen seiner Landschaften besonders auch der „Liebesfrühling“ — der Bauer, der neben seinem Pferde in Träumereien versunken über die Landstraße geht, während ein kleiner Amor auf dem Pferde reitend ihn begleitet — und der töstliche „Dorfgeiger“ zu sehen sind. Das Bild gehört zu Thoma's besten. Ergreifend ist die Andacht dargestellt, mit der der junge

Burch hinter dem Dorf am Zaun sitzt und auf seiner Geige aus dem Notenbuch, das auf seinen Knien liegt, die Melodien zusammen-  
liest; langsam senken sich die Abend Schatten über die Scene.

Wilhelm Trübner hat einige Ansichten von einem Landschlosse in Amorbach ausgestellt, die in seinem specifischen grünen Ton gehalten sind und vorzügliche Baumstudien geben. In einem Bilde „Meditation“ stellt er einen weiblichen Akt im Waldimern, unter den Wirkungen der von allen Seiten kommenden Reflexe dar, es scheint, daß er diesmal die Analyse dieser Reflexwirkungen auf der Haut zu weit getrieben hat, selbst in der größten Entfernung, die dem Beschauer in diesen Räumen zur Verfügung steht, wollen die grünen „Flecke“ nicht verschwinden. Von Arnold Böcklin interessiert, da die kleineren Bilder „Ermit am Wasser“, „Römerin“, der „Centaur“ und auch der „Jagdzug der Diana“ schon bekannt sind, vor allem das jüngste Bild aus diesem Jahr, ein Triptichon, dem die Verse, „Gorch, der Hain erschallt von Liedern. Und die Quelle rieselt klar, Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar“ als Motto beigegeben sind. Das Mittelbild verjümblicht die beiden ersten Verse, die beiden Seitenbilder zeigen die Werbung und das Paar in der gar sehr kleinen Hütte. Von vorn herein muß man in allen dreien von dem figurlichen Beiwerk absehen, es ist flüchtiger als bei ihm je zuvor und direkt störend. Während aber dann das Mittelbild mehr die bei Böcklin gewohnte Art zeigt, finden sich in den Seitenbildern Einzelheiten von einer erstaunlichen Frische und Ursprünglichkeit, wie sie selbst in seinen besten Bildern nicht allzu häufig sind. Namentlich die Blumenbeete vor dem Häuschen und hinten an einer Mauer auf dem rechten Seitenbilde und die sich schnäbelnden Tauben und die Blumen auf dem linken sind außerordentlich zierlich und reizvoll. —

—h.

### Kleines Heuiletou.

14. Mittelalterliche Studentengebräuche schildert Dr. R. Fick in seinem soeben erschienenen Buche „Auf Deutschlands hohen Schulen“ (G. L. Thilo. Berlin. 1900). Heutzutage erinnern wohl nur noch einige sprachliche Ausdrücke und Redensarten an einen alten Universitätsbrauch, den man „Deposition“ nannte. So spricht man z. B. noch heute von einem „ungehobelten“ und „ungechliffenen“ Menschen und sagt, ein junger Mann habe sich „die Hörner abgestoßen“ oder „abgelaufen“. Diese Redensarten erklären sich nun in folgenden Gebräuchen. Die Deposition verkörperte durch eine symbolische Ceremonie die Säuberung des die Universität beziehenden Neulings von allem Schülerhaften und wurzelte im mittelalterlichen Zustufen. In den mittelalterlichen Universitätsannalen sind uns verschiedene, ergötzliche Schilderungen von Depositionsakten erhalten geblieben. Zur bestimmten Stunde versammelten sich die Mitglieder derjenigen Landsmannschaften, welcher der Neuling angehörte. Der Depositor, welcher den Akt der Deposition vorzunehmen hatte, war gewöhnlich ein alter Student oder der Pedell. Die Ceremonie begann nun damit, daß der Neuling mit einem hölzernen Halsband, einer frischen Ochsenhaut mit Hörnern und mit andern Narrenzeichen geschmückt wurde. Dann mußte der Neuling sein Gesicht schwärzen und so ausgestattet mit großem Geschrei durch mehrere Gassen laufen und dann wieder hinter dem Ofen seinen Platz einnehmen. Dann pachte der Depositor sein Opfer bei den Ohren und der Nase und schleppte es in den Vordergrund unter Ohrseigen, Stößen und Pfiffen. Darauf befahl er dem Gemüthselben, einen hinter der Thür stehenden großen Korb heranzuholen, in welchem sich verschiedene Depositionsmarterverkleger befanden, welche dem Neuling mit schaurigem Pathos gezeigt und erklärt wurden. Gleichzeitig begann der Depositor seine hadende, feilende, hohelnde, glättende und meißelnde Arbeit, was alles natürlich nur sinnbildlich geschah. Lediglich und stöhnte der Operierte, so warf man ihm raffinierte Heudelei vor, wie er sie von der Schule her gewohnt sei; leistete er etwa gar Widerstand, so durfte der Depositor alles mit ihm machen, was seine bleibende Narbe hinterließ. Den Beschluß bildete das Abstreifen der Hörner. Raumlud erhob sich der Befreite; aber jetzt wurde in seinem Gesicht noch Schmutz und Staub entdeckt: da konnte nur die „Wunderseife“ aus Kohle und Wagenschmiere helfen; zugleich wurden ihm mit einem hölzernen Schermesser die angeblich vorhandenen Vorsten fortzerrt. Dann wurde er mit einer Art Schabeisen gestimmt, nachdem ihm zuvor ein Eimer Wasser über den Kopf gegossen worden war. War der Neuling so in's „Manierliche“ übersezt, so rief ihn der Depositor zum „Examen“, wobei der Frager es immer so einzurichten wußte, daß er stets verwirrt und falsche Antworten bekam, wofür dem „Unwissenden“ dann wieder eine Tracht Prügel verabsolgt werden konnte. Endlich sollte der Prüfling noch zeigen, daß er wenigstens schreiben könnte. Man brachte ihm Schreibzeug; aber siehe da! er konnte nicht einmal den — eingeleimten — Prosopon aus dem Tintensafz lösen. Allgemeines Hohngelächter und entrüstete Aufe erschollen, während der Gefoppte gewöhnlich in verdrossenem Schweigen verharrte. Wahrscheinlich fiel ihm überhaupt das Sprechen schwer? Man schaute ihm in den Mund und entdeckte angeblich den großmächtigen „P a c h a n t e n z a h n“, dessen Entfernung noch vergesen war. Schnell setzte man den Prüfling auf einen zweibeinigen Operationsstuhl, der erst mehrmals mit ihm umfiel, hieß ihn den Mund recht weit aufsperrn und riß ihm den störenden Zahn mit

der größten der vorhandenen Nagen, wobei der Depositor den angeblich gerissenen Zahn in Gestalt einer „Nübbe“ vorwies; dann stopfte man in die Zahnlücke trockene Holzasphe. Dieser Deposition, für die man noch ein Entgelt zu zahlen hatte, konnte sich keiner entziehen. —

### Völkerrunde.

— Das Volk ohne Nerven. In der Wochenchrift „Die Nation“ schreibt Ferdinand Ebendsen: Das geduldige Ertragen von Leiden, wie es den Chinesen durchweg eigen ist, hat, neben dem Fehlen des Gemeinfinns, wahrscheinlich im meisten dazu beigetragen, die Chinesen bei internationalen Konflikten so widerstandsfähig zu machen. „Ruhe werden wir nie haben.“ Mit diesen philosophischen Worten setzt sich der Chinese über die schlimmsten Leiden des Augenblicks hinweg. Große Distrikte des fruchtbarsten Landes werden fortgesetzt von Dürren, Ueberschwemmungen und Hungersnöten heimgesucht; das Mandarinentum mit seinem fortwährenden Steuerbedrückungen lastet immerdar auf dem Volke; für die Entwicklung des Landes, selbst für das Bewegtes geschieht so gut wie nichts; gelegentlich gehen Millionen durch Hunger erbärmlich zu Grunde, und Ueberschwemmungen des Gelben Flusses zerstören tausende von Dörfern. In jedem andern Land der Welt würde daraufhin die Regierung schon um der Selbstachtung willen eingreifen müssen, um die schlimmsten Uebel zu heben; die geduldigen Chinesen aber nehmen die Schicksalschläge in der Regel auf sich, ohne viel zu murren. Mit diesem Talent zum geduldigen Ertragen von Leiden hängt auch das Fehlen dessen zusammen, was man bei uns Nerven nennt. Obgleich die Chinesen von einem unerhörten Fleiß sind, kennen sie keine eigentliche Ueberarbeitung. „Es scheint auf einen Chinesen gar keinen Eindruck zu machen, wie lange er z. B. in einer und derselben Stellung verharren muß; er schreibt den ganzen Tag ununterbrochen wie ein Automat; ist er Handwerker, so verharret er vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht auf einem und demselben Fleck, um entweder zu weben oder zu thun, was eben seine Arbeit ist; er setzt dies Tag für Tag gleichmäßig fort mit anscheinender Gefühllosigkeit gegen die Monotonie.“

Die mangelnde Nervosität kommt auch darin zur Geltung, daß der Chinese überall schlafen kann. Keine Störung rührt ihn; mit einem Backstein als Kissen unter dem Kopf, ausgebreitet auf einem Lager von Reisstroh oder auf einfachem Lehmbofen, schläft er den Schlaf des Gerechten; er braucht kein dunkles Schlafgemach, noch müssen die andern stille sein. Den Arbeitern kommt es beim Schlafen auf die Lage des Körpers gar nicht an. Man könnte in China Millionen von Leuten finden, die quer über drei Schubkarren hingestreckt, mit herabhängendem Kopfe, offenem Munde, in dem noch eine Fliege Entdeckungsfreisen macht, ganz gut und fest schlafen. Dabei scheint die gelbe Rasse gar kein Bedürfnis für körperliche Bewegung zu haben. Der Chinese versteht die Fremden nicht, welche in ihrer freien Zeit spazieren gehen; noch viel unverständlicher ist es ihm, wie jemand beim Nennen seinen Hals riskieren mag oder wie Leute, die es doch nicht nötig haben, beim Tennispiel stundenlang in der Sonne herumpringen. Ein Lehrer in Canton fragte einmal einen Diener: „Wie viel bekommt denn Deine Herrin dafür bezahlt, daß sie so herumspaziert?“ Die Antwort: „Nichts!“ wollte er nicht glauben.

Das Fehlen der Nerven macht sich auch dadurch bemerkbar, daß der Chinese gegen den Gestank völlig unempfindlich zu sein scheint. Ueber die Unreinlichkeit der Chinesen sind alle fremden Beobachter einig. Während in Japan das Baden in heißem Wasser zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen gehört, gehört es in China zu den größten Seltenheiten. Der Gestank geniert den Chinesen nicht, und deshalb schrikt er auch vor ekelregenden Speisen nicht zurück. Seine Frugalität und Sparsamkeit sind so groß und seine Verdauung so vollkommen, daß er selbst Speisen genießt, die ein Europäer nie verzehren würde und wenn er dem Hungertode nahe wäre. Kranke Tiere werden in China massenhaft verpeist, und die Voraussetzungen für ein Fleischbeschau-Gesetz sind in gar keiner Weise vorhanden. —

### Aus dem Tierleben.

— Ein wehrhafter Vogel. In ihrem Werk „Fauna Arctica“ (G. Fischer, Jena. 1900) haben Dr. F. Römer und Dr. F. Schaudium einige lehrwürdige Beobachtungen aus dem Leben der nordischen Seeschwalbe (Sterna macrura) mitgeteilt, von denen die „Tägliche Rundschau“ folgenden Auszug giebt: Die arktische Seeschwalbe gehört zu den häufigsten Vögeln Spitzbergens; sie brütet vorzugsweise in der Nähe der Klüfte und, wie unsere einheimische Seeschwalbe, gesellig zu vielen Hunderten zusammen. Trotz ihrer geringen Größe ist die Seeschwalbe der kampflustigste und mutigste Vogel der Arktis; dank ihres spitzen Schnabels und außerordentlich gewandten Fluges ist sie im Stande, viel größere und stärkere Feinde in die Flucht zu schlagen. Sie bildet keine andre Nöwenart in der Nähe ihrer Brutplätze, selbst die frechen Raubmöwen und die räuberischen Würgermeister-Möwen vertreibt sie. Ihr Verhalten dem Menschen gegenüber ist verschieden; wo sie ihn vermutlich schon kennen gelernt hat, fliegt sie schon davon; anderswo greift sie ihn aber lähn an. So bissen zum Beispiel auf den Abel-Inseln zahlreiche Seeschwalben nach den Forschern, als sie ihren Brutplätzen nahe kamen, und man mußte sich wirklich vorsehen, weil die Tiere mit Vorliebe das Gesicht als Zielscheibe suchten. Eine weibliche Seeschwalbe, die sich weder durch Stockhiebe noch durch Geschrei abwehren ließ, wurde durch einen Schlag, als sie dicht am Gesicht eines Gefährten vorbeisaupte, in zwei Hälften glatt

durchgeschlagen. Eine recht unangenehme Eigenschaft dieser Vögel ist, daß sie sehr geschickt beim Fliegen dem Feinde ihren Irrath ins Gesicht schleudern. Als die Forscher ein Dامنjunges verfolgten, das recht behende im Moos ängstlich piepend vor ihnen herlief, stießen die Alten fortwährend nach ihnen. Als einmal ein Männchen erlegt wurde, war das Weibchen nicht von der Leiche zu trennen, schrie jämmerlich und griff mützig an. Man ließ den toten Vogel liegen, aber nach drei Stunden saß das Weibchen noch immer dabei. Wenn in einer Vogelfamilie ein Vogel angeschossen wurde, so versammelten sich bald fast alle Artgenossen um den verwundeten Kameraden, als ob sie ihm helfen oder ihn verteidigen wollten. In den Schutz dieser wehrhaften Vögel stellen sich nun verschiedene harmlosere Vögel; Eiderenten und Gänse legen mit Vorliebe in der Nähe der See- schwalben ihre Brutplätze an und sind dadurch gegen die räuberischen Möwen geschützt; denn gegen die Möwen führen die Seeschwalben einen grimmigen Kampf und halten sie fern. —

**Naturwissenschaftliches.**

— Die Brutpflege bei den niederen Wirbeltieren behandelte Dr. Timm in einem Vortrag in der letzten Sitzung des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg: Bei Amphibien und Fischen wird die Brutpflege nicht selten vom Männchen übernommen. So ist es z. B. bei der schon im westlichen Deutschland einheimischen Geburtshefkröte. Das Männchen schlüpf sich die vom Weibchen abgelegten Eierhülle um die Hinterbeine, so daß die Jungen unter väterlichem Schutze sich entwickeln. Eine Reihe von Fäulen, namentlich in der Familie der Laubfrösche, ist bekannt, in denen bald das Männchen, bald das Weibchen die der Rücken- oder Bauchseite angeheften Eier sich zu Kaulquappen entwickeln läßt. Die anscheinend unbegründete Gewichtsvergrößerung der noch nicht ausgeschlüpften Eier legt die Vermutung nahe, daß sie durch eine Aufschwüfung ihrer Pflegeeltern ernährt werden. Das ist auch in solchen Fällen wahrscheinlich, in denen, wie bei einigen Molchen, die Eier nur in sehr loser Verbindung mit dem pflegeelternlichen Körper stehen.

Seit der Entdeckung durch J. v. Merian (1705) ist die in Surinam einheimische Wabenkröte Gegenstand wissenschaftlicher Bewunderung gewesen. Das Weibchen trägt die Eier auf dem Rücken, aber in einer so innigen Verbindung mit der Haut, daß dieselbe zu einem wabenartigen Faltenwerk auswächst, in dessen Maschen die aus den Eiern entstehenden Jungen (60—70) ihre vollständige Entwicklung durchmachen. Da die Zwischenwände der Waben sehr blutreich sind, so ist wahrscheinlich, daß die Jungen nicht nur Schutz, sondern auch Nahrung von der Mutter erhalten. — Modifiziert ist diese Brutpflege bei dem in Venezuela vorkommenden Beutelkrochete (Nototrema oviferum) insofern, als die Jungen in einem auf dem Rücken befindlichen und tief nach innen verzweigten Beutel des Weibchens sich entwickeln. Wahrscheinlich werden die abgelegten Eier vom Männchen hineingestopft. Noch wunderbarer ist die Brutpflege des männlichen Rhinoderwa Darwin, einer von Darwin in Badaivia entdeckten kleinen Kröte. Der Vater schluckt einfach die von der Mutter abgelegten, übrigens verhältnismäßig großen Eier auf und bewahrt sie in einem Rehsack auf, wo sie sich entwickeln. 5 bis 15 Junge werden in dem Rehsack, der der Schallblase anderer Kröte entspricht, angetroffen.

Manche Kröten verlassen sich beim Ablegen der Eier nicht einfach auf die Wasserverhältnisse, sondern erzeugen einen zähen Schaum, der die Eier und die Jungen teils wohl ernährt, teils vor dem Eintrocknen schützt. Der Schaum sieht wie geschlagenes Eiweiß aus. In solchen Fällen werden dann die Eier nicht im Wasser, sondern nur in dessen Nähe abgelegt, so daß sie bei steigendem Alveol vom Wasser erreicht werden. Die Froscheltern graben dann eine besondere Höhlung für die junge Brut. Eine Reihe von südamerikanischen Laubfröschen legt dieses Eierhaummengelsel auch zwischen Blätter, die dadurch so miteinander verklebt werden, wie das oft bei uns durch die Tätigkeit kleiner Raupen geschieht. Oft spült dann der nächste Regenquitz die schaumgeborenen Wesen in das darunter befindliche Wasser, wo sie ihre Entwicklung beendigen. — Hyla faber, ebenfalls ein brasilianischer Laubfrosch, errichtet in flachen Wasserlöchern schaumumwallte Separatbetten, in deren Wasser die Jungen sich entwickeln. Auch bei Fischen, z. B. bei den Seenadeln und Seeperlfischen, bei einem in Surinam heimischen Wels entwickeln sich oft die Eier an der Rücken- oder Bauchseite des Männchens oder Weibchens. Die Männchen der Seeperlfische und Seenadeln tragen sogar besondere Brusttaschen an der Bauchseite. Auch Schutz durch Schaum (sogenannte Schaumnester) kommt vor zum Beispiel bei den von Liebhabern viel gezüchteten Paradiesfischen. Noch häufiger als bei den Amphibien übernimmt bei den Fischen der Vater die Fürsorge für die Nachkommenschaft. Bekannt ist es, daß der Stacheling aus Pflanzenteilen ein Nest am Grunde des Wassers anfertigt. In dieses mit seitlicher Öffnung versehene Gebäude lockt er ein Weibchen, das 2—3 Eier hineinklebt und dann die gegenüberliegende Restwand durchbohrt, um zu entwischen. So kann der Wasserstrom genügend das Nest passieren. Am nächsten Tage holt sich das polyanth lebende Männchen wieder ein Weibchen und setzt dieses Verfahren fort, bis das Nest reichlich mit Eiern belegt ist. Darauf werden die Eier befruchtet und nun wird der Schutz so lange vom Männchen bewacht und energisch verteidigt, bis die Jungen selbständig geworden sind. —

**Mineralogisches.**

— Gediegenes Eisen in der Erde. Von Nordenfisch wurden bei Ovil auf einer südlich von Grönland gelegenen Insel im Jahre 1870 kolossale Blöcke gediegenen Eisens entdeckt, ein Fund, der großes Aufsehen erregte und zuerst als meteorischen Ursprungs gedeutet wurde. Da das Eisen in diesen in den Basalt eingelagert war, mußte man sich schließlich doch zu der Ansicht bekehren, daß es mit diesem Eruptivgestein aus der Tiefe der Erde gekommen, wo bekanntlich große Mengen schwerer Metalle vermitet werden. Aber es ergab sich, daß das Eisen erst nach dem Festwerden des Basaltes eingewandert sein könnte, und man hatte nur unzureichende Erklärungen dafür, wie sich diese großen Mengen metallischen Eisens an der Erdoberfläche gebildet haben könnten. Einen interessanten Erklärungsversuch hat nentlich, wie die „Technische Rundschau“ berichtet, Clemen's Winkler in Dresden unternommen, indem er die Verbindung in Betracht zieht, welche metallisches Eisen schon in der Kälte mit Kohlenoxyd eingeht, ganz ähnlich dem Nickel. Diese Verbindung verdampft leicht und zerfällt sich bei stärkerem Erhitzen wieder in Eisen und Kohlenoxyd, eine Eigenschaft, die beim Nickelkohlenoxyd von Mond bereits technisch verwertet wird. Winkler ist nun der Meinung, daß sich in der Tiefe aus Kohlenoxyd und Eisen Eisenkohlenoxyd gebildet hat, nach oben gedampft ist und sich in den noch glühend heißen zerklüfteten Basaltmassen wieder zerlegt hat. —

**Humoristisches.**

— Schwere Vergehen. A.: „Aber den Herren Lederzäh hättest Ihr nicht aus Euren Junggesellenklub ausschließen sollen.“ B.: „O, das geschah mit vollem Recht! Denken Sie nur, der hat von seinem Bruder verlangt, er solle ihn auch einmal seinen Verlobungsring ausprobieren lassen.“ —

— Höchste Ehrung. Sie: Zu Deinem Geburtstag laß ich mich malen in Del . . . wo wirst Du hinhängen mein Bild?“ Er: „Es soll haben den Ehrenplatz, Laura . . . überm Geldschrank.“ —

— Gute Antwort. Staatsanwalt (plaidierend): „Sage mir, mit wem du ungehst, und ich sage dir, wer du bist!“ Angeklagter: „Aber, Herr Staatsanwalt, Sie gehen ja auch mit lauter Gannern um!“ —

— Von der Sekundärbahn. Erster Passagier: „Was ist denn jetzt das, die Schaffner radeln ja nebenher?“ Zweiter Passagier: „Ja, sehen Sie, die Trittbretter der Waggons sind morsch und da radeln die Schaffner neben den Coupéfenstern einher, um die Fahrkarten zu copieren.“

(„Meggend. Hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Das Lessingtheater wird beim Beginn der nächsten Saison Schillers „Turandot“ zur Aufführung bringen. —

— Das Luise-Theater wird in seiner im August beginnenden Spielzeit 1900/1 klassische Werke von Goethe, Schiller, Shakespeare und Moreto, ferner Schauspiele und Lustspiele von H. Laube, Ch. Wich-Pfeiffer, Rud. Gottschalk und den bekanntesten französischen Bühnendichtern bringen. An ersten Aufführungen in Deutschland sollen gegeben werden: „Der Roland von Berlin“, Schauspiel von G. Krone Silesius; „Fumio“, japanisches Original-Schauspiel, in deutscher Sprache verfaßt von Taleshi Kitafato aus Osaka; „Amatori“, Komödie von Paul Bernsdorf; „Alte Liebe rostet nicht“, Lebensbild von L. Ottomeyer. —

— In Leipzig soll ein Central-Theater mit einem Kostenaufwand von 1 1/2 Millionen gebaut werden. Es hat sich zu diesem Zweck eine Aktiengesellschaft gebildet, 750 000 M. sollen zur Zeichnung aufgelegt werden. —

— Der dreijährige Preis für das beste belgische dramatische Werk in französischer Sprache wurde dem Drama „Das Kloster“ von Emile Verhaeren zuerkannt. —

— Das erste bairische Musikfest hat auch finanziell befriedigt: es ist bei 23,521 M. Ausgaben ein Ueberschuß noch verblieben. Im Herbst wird der bairische Gesamtanschuß des Musikfest-Vereins zusammentreten, um über das zweite bairische Musikfest zu beschließen. —

ar. Eine akademische Lesehalle für die Technische Hochschule zu Berlin! In der letzten allgemeinen Studenterversammlung der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg wurde durch Juraß der Beschluß gefaßt, eine akademische Lesehalle zu errichten, die unter Leitung des Studenausschusses stehen soll. —

— Wutbucher färben sich dann besonders schön dunkel, wenn ihre Blätter stark den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. In der Nähe schattiger und hoher Bäume werden sie, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, nie eine so intensive Dunkelfärbung erreichen, wie an freien sonnigen Lagen. —

— Am 30. Juni hat die Phosphorzündhölzchen-Fabrikation in der Schweiz aufgehört. —

— Der Kongreß des Welt-Postvereins nahm den deutschen Antrag auf Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Bestehen des Welt-Postvereins an. Das Denkmal soll in Bern errichtet und der Bundesrat mit der Ausführung betraut werden. —